

# Letzte Ruhe, offene Fragen

Urnen für daheim, Beerdigung ohne Särge: Die Trauerkultur ist im Umbruch. Und viele Bestatter sind in Sorge.

VON ANNA V. MÜNCHHAUSEN

Manche Tote verschwinden in Deutschland heimlich. Auch einem Verstorbenen aus dem Rheinland erging es so: An einem Spätnachmittag kamen seine drei Töchter zusammen, der Bestatter folgte ihnen diskret. Vom höchsten Punkt einer Brücke aus wollten sie die Überreste des Vaters verstreuen, in alle vier Winde, hinab in die Fluten des Stroms. Als die Sonne im Westen gerade den Himmel in Violett tauchte, nahm jede der drei eine Handvoll Asche, murmelte einen Gruß und „adieu“.

Auch eine Familie vom Niederrhein bewog der Wunsch, mit der Konvention zu brechen. Der Sarg der Tante wurde in ein niederländisches Krematorium geschafft.

Zwei Stunden später ließ man sich die Urne, Modell „Mondrian“, aushändigen und fuhr damit nach Polen, in die alte schlesische Heimat. Dort wurde das Stück unter einer Kastanie beige setzt. Gleich durch vier Länder Europas reiste eine Witwe aus Westfalen mit der Urne ihres Ehemanns, um „überall dort, wo wir gute Stunden hatten“, ein bißchen Asche von ihm zurückzulassen.

Varianten, die von Gesetzes wegen bislang verboten waren, bald aber womöglich gestattet sind. In Nordrhein-Westfalen hat sich der Gesetzgeber entschlossen, „den veränderten Lebensumständen Rechnung zu tragen“ und das Bestattungsgesetz zu ändern. Wenn ein entsprechender Wunsch zu Lebzeiten schriftlich festgehalten wurde, dürfen Familien nach einer Feuerbestattung die Urne mit nach

Hause nehmen; damit würde der bislang gültige „Friedhofszwang“ aufgehoben. Auch die „Sargpflicht“ steht in den Landtagsdrucksachen 13/2728 und 13/300 zur Disposition: Muslime nämlich begraben ihre Toten lieber in Tüchern, ohne hölzernen Kasten. Das soll in Zukunft auch hierzulande möglich sein.

Protest regt sich nicht nur bei Thanatologen, Bestattern und Steinmetzen, die die Sorge um das Geschäft umtreibt. In einem Positionspapier der CDU-Landtagsfraktion heißt es: „Mit der Übergabe der Urne an Angehörige können eine angemessene Totenruhe und eine würdige Trauerarbeit für alle Trauernden nicht gewährleistet werden.“ Manfred Kock, Präses der evangelischen Kirche im Rheinland, befürchtet, daß „die Kultur des Gedenkens stirbt“. „Wo Tote möglichst bequem entsorgt werden, da bricht Vergesslichkeit herein.“ Der Pressesprecher des Erzbistums Köln, Manfred Becker-Huberti, verweist auf makabre Erfahrungen in Amsterdam, wo zahllose

Urnen aus den Grachten geborgen werden.

Der einzige, der die Aufregung nicht teilt, ist Fritz Roth, Bestattungsunternehmer aus Bergisch-Gladbach. „Natürlich“ habe er sich zu Wort gemeldet. Als einer, der im Tod den „Lehrmeister des bürgerlichen Ungehorsams“ erkennt, was das für ihn selbstverständlich. „Wovor haben Sie

Angst?“ fragte er die Runde bei der Anhörung im Düsseldorfer Gesundheitsausschuß vor zwei Wochen. Seine Vermutung lautet: „Den meisten ging es in erster Linie ums Geld.“

Roth, mitunter als das „enfant terrible des Bestatterwesens“ tituliert, kritisiert Kollegen, die aus falsch verstandener Rücksicht den Hinterbliebenen alles abnehmen. Sein Konzept lautet dagegen: Trauer bedeutet Arbeit, und den Angehörigen muß bei dieser Arbeit geholfen werden. Wie? Indem man ihnen „Raum, Zeit und die Erlaub-



Trauerarbeit ist sein Lebenswerk: Bestatter Fritz Roth

Foto Wolfgang Eilms

nis“ zum Begreifen gibt. Am besten daheim, im Sterbezimmer. Oder bei „Pütz-Roth, Bestattungen und Trauerbegleitung“, einer Villa am Hang, ein wenig außerhalb von Bergisch-Gladbach gelegen. Ein „Landhotel der Seele“ nennt es der Unternehmer, was die Atmosphäre nur unzureichend beschreibt. Denn neben englischem Leinen und Antiquitäten ist hier überall eine kundige, symbolträchtige Inszenierung von Besinnung zu erkennen, in Gestalt von Steinen, getrockneten Rosen, Kerzen, Kandelabern in gebürstetem Eisen, herzförmigen Handschmiedlern auf den Fensterbänken und November-Landschaften in Öl. Die gut bestückte Bibliothek versammelt die üblichen Werke der Trauer-Psychologie, dazu Christli-

ches, ein wenig Esoterik und viel Lebenshilfe.

Auch Norbert Elias' berühmter Essay „Über die Einsamkeit der Sterbenden“ würde gut in diese Sammlung passen: „Niemand zuvor in der Geschichte der Menschheit wurden (...) Tote so hygienisch aus der Sicht der Lebenden hinter die Kulissen des gesellschaftlichen Lebens fortgeschafft; niemals zuvor wurden menschliche Leichen so geruchlos und mit solcher technischen Perfektion aus dem Sterbezimmer ins Grab expediert“, stellte der Soziologe fest. Nicht so bei Fritz Roth: Nie läßt er Särge in den Kältekammern der Friedhöfe abstellen. Zu seinem Zeremoniell gehört, daß ein Abschied würdig und gelassen gestaltet wird, ohne Eile und gemeinsam. Daß man am

offenen Sarg beieinander bleibt in einem der sieben mit Korbmöbeln, Teppichen und Musikanlage eingerichteten Verweilräume, stundenlang. Daß man, wenn einem danach ist, den Sarg bemalen oder auch bei dem Toten singen, trinken, plaudern kann - *chacun à son goût*. Daß der Sarg erst geschlossen wird, wenn alle „soweit“ sind.

Ob sich, wie am vergangenen Sonntag, mehr als 100 Gäste zu einer Buchpremiere einfinden, ob sich Schüler bei ihm kundig machen, wie ein Sarg von innen aussieht oder junge Priesterseminaristen aus Köln erfahren wollen, wie man mit Trauernden spricht - bei Pütz-Roth ist der Tod eine durch- aus lebendige Angelegenheit. Diese Umtriebigkeit ruft auch Gegner auf den Plan. Ein Vermarkter der

Trauer sei er, gewiefter Geschäftsmann, Umstürzler, womöglich gar Scientologe. Roth wehrt sich: „Eine durchschnittliche Bestattung von Pütz-Roth kostet 2500 Euro. Andere Bestatter haben sechs festangestellte Mitarbeiter, wir 21.“

Eines steht fest: Vom traditionellen Zeremoniell des Abschieds ist schon viel verlorengegangen. Kaum einer weiß noch, was früher üblich war - dem Toten die Augen zu schließen, das Fenster zu öffnen, die Spiegel zu verhängen, das Bett mit Lavendelwasser zu besprengen, dem Toten die Hand zu halten. Kliniken und Pflegeheime verfahren nach Regeln der Zweckmäßigkeit, Verstorbene werden abgestellt, entsorgt, verfrachtet. Wer zwischen Freitag mittag 14 Uhr und Montag früh acht Uhr den

letzten Atemzug tut, landet im Tiefgeschoß der Kliniken, schlimmstenfalls in Kühlkammern großstädtischer Friedhöfe. Fragt jemand nach der Würde der Toten, angesichts von hellgrau gekachelten, in fahlem Neonlicht getauchten Zellen, in denen es nach Desinfektion oder Leichenspray riecht?

Vieles ließe sich ändern. Ob mit Hilfe von Gesetzen, ist fraglich. Der Gesundheitsausschuß sieht „weiteren Beratungsbedarf“, entschieden wird erst im Frühjahr 2003. Fritz Roth jedenfalls weiß, was er tut. Was er nicht begreift, ist, warum es andere nicht tun: „Wenn ich Bischof Lehmann wäre oder Präses Kock, müßten sich die Bestatter warm anziehen. Denn was ich hier mache, ist eigentlich Kirchenarbeit.“